

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 24 (1944-1945)
Heft: 2-3

Artikel: Eroberung des Friedens
Autor: Brock, Erich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-159181>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eroberung des Friedens.

Von Erich Brock.

Nach dem letzten Kriege war das Wort „Nie wieder Krieg“ nicht nur eine Stimmung, ein Wunsch, sondern eine heilige Überzeugung. Heute trifft man nur noch selten auf Menschen, welche an die Abschaffung des Krieges glauben. Auf der andern Seite ist die Überzeugung allgemein, daß die weitere Anreihung von Kriegen wie dieses und des letzten, dazu noch unter Einrechnung weiterer Fortschritte der Technik, zur Zerstörung der Kulturmenscheit führen werde. Nebeneinander steht also die Einsicht, daß der Krieg auf einen Urtrieb der Menschheit zurückgeht und daß auch immer wieder äußere Verhältnisse entstehen werden, die diesen Trieb rational zum Spielen bringen — und die andere Einsicht, daß die erreichte und nicht mehr hinterschreitbare Kriegstechnik fast jeden Krieg zur planetarischen Katastrophe macht. In klarer Erkenntnis dieses Dilemmas sucht das Buch von Paul Reimwald „Die Eroberung des Friedens“ (Europa-Verlag, Zürich 1944) einen neuen Weg zu zeigen.

Sein Hauptgedanke ist folgender: Die „kollektive Aggression“ ist ein psychologischer Ersatz für die individuelle Aggression, d. h. das Verbrechertum der Staaten für dasjenige der Individuen. Die schweren Gewaltverbrechen der Letzteren gehen infolge der Vervollkommnung der Strafgerichtsbarkeit und der wirklichen „Zähmung“ der Kulturmenscheit stark zurück; der ganze Apparat der Kriminalpolizei wird nur noch durch eine Handvoll von Berufsverbrechern beschäftigt. Daß aber der Gewalttrieb sich nun in die Gemeinschaft flüchtet (wie ja auch der individuelle Größenwahn oft sich ins Bewußtsein der Gemeinschaft jeder Ordnung flüchtet, bis hinab zur überheblichen Gereiztheit gegen das nächste Dorf mit seiner besonderen Mundart) — das zeigt zur Genüge, wie es sich bei der Gewalt um ein unausrottbares Urbedürfnis der Menschheit handelt. Obwohl Reimwald nicht nur Jurist, sondern auch noch rechtgläubiger Psychoanalytiker ist, hat er doch Bedenken gegen Freuds Formulierung, der die „Kulturbemühung, dem Trieb-Ich weite Gebiete zugunsten des bewußten Ich zu entreißen, der Trockenlegung des Zuhdersees“ vergleicht. Reimwald fragt sich, ob es damit nicht schließlich zu einer „Auslaugung der besten Kräfte des Individuums wie ganzer Völker“ kommen muß. Aber es gibt einen Ausweg.

„Das wilde Gewächs läßt sich veredeln... Die Sublimierung der rohen barbarischen Urtriebe, nicht ihre Ausmerzungen, das ist der Gang der menschlichen Kultur... Die Aggression muß ihren Platz behalten... dort nämlich, wo sie im Dienste der Friedensordnung sich gegen ihren Störer richtet.“

Beispiele dafür aus dem individuellen Leben:

„Der Beruf des Schlächters läßt eine Befriedigung der Aggression zu, die nur eine geringe Triebveränderung erfordert. Die große soziale Nützlichkeit des Berufes steht fest... Einen ganz gewaltigen Schritt in der Sublimierung des

Triebes zeigen Tätigkeiten wie die des Zahnarztes und des Chirurgen . . . Selbst in Berufen, die sich so weit auf dem Boden der Abstraktion bewegen wie der des Juristen, kann ein gut Teil ursprünglicher Aggression untergebracht werden.“

Recht ist also gewissermaßen legaler, weil nützlicher Sadismus.

Es ist die Frage, ob ein solcher Grad von Rationalisierung der menschlichen Triebbefriedigung möglich ist; denn das Problem beruht doch schließlich gerade darin, daß der Gewalttrieb ganz wesentlich mit dem Bösen verknüpft ist, das heißt sich nur befriedigt, wenn er den andern Menschen ganz einfach mindert und schädigt, und keineswegs wenn er dies aus objektiv moralischen Gründen tut. Trotzdem hätte hier der Kompromiß einen gewissen Sinn — aus dem einfachen Grunde, weil, soweit der Mensch überhaupt das Schicksal rationalisieren kann, gar nichts anderes übrig bleibt als die überschüssigen Kräfte der menschlichen Expansivität in gutgewillten Kampf und vernünftige Bemühung abzuleiten. Aber Reimwald begnügt sich nicht mit einem Kompromiß, der natürlich nie ganz befriedigen, nie volle Sicherheit gewähren kann (welche auch gar nicht wünschbar wäre). Einerseits treibt Reimwald die Rationalisierung der Aggression so weit, daß er die ganze Moral als Spaltung der Persönlichkeit, als Aggression des Menschen gegen sich selbst auffaßt.

„Die blinde Zerstörungswut, der hemmungslose Wille zur Macht stammen aus der gleichen Quelle, die den höchsten Forderungen der Moral so oft ihre schneidende Schärfe gibt. Der Brutale, der einen Menschen ermordet, und der sensitive Melancholiker, den sein Über-Ich (der technische Ausdruck der Psychoanalyse für Gewissen) in schwerster Depression zum Selbstmord zwingt, sind nahe Verwandte . . . Der höchste Triumph des Strafrechts müßte es sein, wenn es den Menschen dazu bringen könnte, . . . die Funktion des Strafrichters durch sein eigenes Inneres ausüben zu lassen . . .“

wie es in der Tat häufig bei Naturvölkern für Tabu=Bruch geschehe. — Das sind kühne Ausblicke, die dem von Reimwald verehrten Nietzsche und seinen Theorien zu Paß gekommen wären: Persönlichkeitspaltung und Selbstmord als letzte Folgerung der Moral! Und zweifellos liegt ja hier auch das Berechtigte an Nietzsches düsteren Befürchtungen, die Moral führe schließlich zur Selbstzerstörung des Lebens in seiner einheitlichen Kraft.

Reimwald sucht diesen Gefahren zu begegnen, indem er nun der reinen Triebbefriedigung von Aggression, die in der Moral liege, sehr weit entgegenkommt. Dazu muß natürlich die Moral selbst stark relativiert werden.

„Niemand erträgt es auf die Dauer, daß sein Handeln seinem Bewußtsein widerspricht. Der Verbrecher muß also eine Art ‚Moral‘, eine Ideologie entwickeln, die ihm sein Leben und Handeln als erklärbar, ja als berechtigt erscheinen läßt.“

Andererseits hat die Mehrheit der nichtverbrecherischen Bürger das Interesse, diese Moral ins Unrecht zu setzen und die eigene, friedliche als gültig durchzusetzen.

„Erst indem eine Majorität mit der ganzen Wucht ihrer eigenen verdrängten Aggression eine Minorität belud, durfte sie sich selbst aggressionsfrei, also gut und gerecht wähnen.“

Dies ist also der alte Ritus vom Sündenbock, der mit den Sünden des Volks Israel beladen in die Wüste gejagt wird, damit das Volk selbst sich dann gottversöhnt fühlen könne. Wie sehr diese Deutung von Reinalds Theorem zutrifft, zeigt das Beispiel, das er aus der Kirchengeschichte bringt. Diese

„lehrt deutlich genug, daß die Kirche nicht nur geworden ist im Kampf gegen Andersgläubige und Ungläubige. Sie hat aus ihrer Mitte Ketzer, Schismatiker und Häretiker ausscheiden müssen, um sich von aggressiven Tendenzen in ihrem Innern zu reinigen, ganz ähnlich, wie die nationale Gesellschaft die Verbrecher ausgeschieden und sich so innerlich gefestigt hat“.

Es ist ja bekannt, daß diese „Ketzer“ meist Gewaltlosigkeit lehrten, so daß eine solche Reinigung verzweifelt an die Geschichte vom Wolf und vom Lamm ermahnt. —

„Das Gefängnis korrumpiert seine Insassen noch mehr“, und dies „wird nicht viel anders werden, solange das Strafrecht in so starkem Maße im Dienste der Entladung unbewußter Aggressionsneigung und der Projektion steht.“ (Projektion ist nach psychoanalytischer Dogmatik die Vergegenständlichung nach außen, die der Mensch mit unbefiegliehen inneren Spannungen vornimmt.) „Weder sozial noch psychologisch ist die Gesellschaft so organisiert, daß sie ohne den Kampf gegen den Verbrecher auskommen kann. Unbewußt hat sie daher ihre Kampfinstitutionen so zugeschnitten, daß sie zu gleicher Zeit der Bekämpfung wie der Erhaltung des Verbrechers“ (soll heißen: „des Verbrechens“) „dienen.“

Und tatsächlich ist ja schon von vielen Kulturkritikern, von Jesus an, die Tatsache gegeißelt worden, wie leicht bestimmte den Frieden der beati possidentes störende und ihren Spielregeln nicht entsprechende Handlungen als das Verbrechen, das Böse schlechthin gebrandmarkt werden, damit sich jene beati desto ungestörter ihrer angeblichen Moralität erfreuen können, die in Wahrheit doch nur dünnste Legalität ist — wobei die Gesetze noch zum größten Teil über den Interessen jener Schicht geformt sind. Das Verbrechen ist also nach dieser Auffassung weithin nicht eine Sache der inhaltlichen Moralität, sondern der gesellschaftlichen Unzuträglichkeit — nicht der Gerechtigkeit, sondern der Ordnung. Und auf diesen Boden tritt nun Reinald betreffs der Staatengesellschaft mit einer bemerkenswert schlichten Entschlossenheit.

„Recht beginnt nicht mit Gerechtigkeit, sondern mit Ordnung... Die Schuldfrage, schon im nationalen Strafrecht schwer zu entscheiden, wäre im internationalen Strafrecht oft unlösbar. Sie würde immer von subjektiven Erwägungen abhängig sein. Dagegen ist die Feststellung des international gemeingefährlichen Verhaltens auf Grund von Tatsachen verhältnismäßig leicht zu treffen.“

Infolgedessen ist auch der Richter im internationalen Strafrecht nicht an bestehende Gesetze gebunden, sondern er verurteilt wegen „Gefährlichkeit für die internationale Gesellschaft“ nach freiem Ermessen, „indem er die Grundsätze der internationalen Moral zur Richtschnur nimmt“. Diese Grundsätze haben im wesentlichen das Verbot der Gewalt zum Inhalt. Zwar macht sich Reinald klar, daß

„die Friedensliebe der Sieger, die einen ihnen günstigen Status aufrechterhalten wollen, immer stark verdächtig ist, genau wie die Ordnungsliebe des Besitzenden.“

Aber da es ja eben nicht um Gerechtigkeit, sondern um Ordnung geht, so spielt das keine unmittelbare Rolle.

„Es gibt keinen Verdrängungsfortschritt ohne Heuchelei. Der friedliche Staat muß vor sich selbst und den anderen die eigene Aggression verleugnen, die ihn in Wahrheit noch beherrscht, und die er nur beherrschen kann in der gemeinsamen Wendung mit andern Staaten gegen diejenigen, die es zu diesem Willensentschluß nicht bringen.“ — „Es ist nicht möglich, einen Krieg zu entseffeln, ohne die Triebe des Hasses und der Aggression loszulassen. Es ist aber ebenso unmöglich, zu einem Frieden der Affektlosigkeit zu gelangen, dem das Blut fehlt. . . Internationales Strafrecht in seinen Anfängen ist noch Massensituation und wird zu Massensituationen führen. Aber diese Massensituationen sind entwicklungsfähig, wie es die Lynchjustiz war. Die primitive unterschiedslose Aggression eines oder mehrerer Staaten gegeneinander wird dagegen stets bleiben, was sie ist; hier kann es nie zu einer Sublimierung kommen. Zugegebenermaßen kann die Scheidung der Staaten in friedliche und aggressive zunächst keinem strengen Anspruch auf Scheidung zwischen Recht und Unrecht genügen. Es wäre schon Großes erreicht, wenn man den Anfang einer Scheidung zwischen Ordnung und Anarchie erblicken könnte. — Der Teufel läßt sich nur durch Beelzebub austreiben, die Massensituation nur mit Hilfe einer Massensituation, die bereits die Ansätze zu einer Organisation und damit zu ihrer Überwindung zeigt.“

Reinwald vertraut also darauf, daß die blinde Massenleidenschaft der Aggression, wenn sie von einer Situation der Verteidigung des Ergriffenen ausgehe, von selbst zu einer rein idealen Rechtsgefinnung führen werde.

„Wir vertrauen in stärkstem Maße auf die einigenden Kräfte von Wirtschaft, Technik und Wissenschaft, die dort, wo es an Kraft und Einsicht fehlt, den Menschen zwingen werden, sich nahen und fernen Völkern anzugleichen, zumindest in dem Sinne, sie nicht als Objekte der Herrschaft und Ausbeutung zu betrachten.“ (!)

Es ist klar, daß die Ausführungen Reinwalds durchaus eindeutig auf die besondere heutige internationale Situation zugeschnitten sind, welche irgendwie absolut gesetzt wird. Es ist dafür schon kennzeichnend, daß er wohl den Typus des individuellen wie „internationalen“ Bösewichts sieht, welcher der geltenden Moral auch ideologisch den Krieg erklärt, nicht aber denjenigen, welcher sie anerkennt, weil er sich unter allen Umständen mit ihr in Einklang glaubt. Es ist schwer, heute von einem Angehörigen der jüdischen Rasse zu verlangen, er möchte über diese heutige Situation hinausschauen, nachdem diese Rasse, von der einen Seite mit Sklaverei und Massenmord verfolgt, von der andern am verschlossenen Tor der versprochenen Zuflucht im Stich gelassen, ganz unerhörte Drangsale erduldet hat. Aber sollte nicht eben ein Jude sich daran erinnern, wie oft sein Volk in der Geschichte gerade zum Opfer der „Projektion“ wurde, zum Opfer der Sündenbockmethode, die hier empfohlen wird? Wir jedenfalls können nicht genug kaltes Blut bewahren gegenüber allen „ewigen“ Friedenssicherungen, die rein aus einer einseitigen Zeitsituation heraus entworfen sind — wie das schon mehrfach Nationalrat Deri emp-

fohlen hat, einer derjenigen schweizerischen Außenpolitiker, die nicht Wunschträume für Wirklichkeit zu nehmen geneigt sind.

Wie ist denn heute die Lage, nüchtern betrachtet? Unter der Voraussetzung eines Sieges der Verbündeten ergeben sich vier Möglichkeiten einer Organisation des Friedens.

Erstens: Ein Völkerbund ohne eigene Macht. Nach der Wiederholung dieses Experiments hat niemand Verlangen. Ein solcher Völkerbund wäre wohl wieder ein Spielball in der Hand der Mächtigen, der alle ihre Fehler in Tun und Unterlassen getreulich mitmachen und sanktionieren müßte.

Zweitens: Ein Völkerbund mit Macht, d. h. mit der Verpflichtung der Mitglieder, seinen Beschlüssen gegebenenfalls ihre Militärmacht zu leihen. Diese Lösung führt uns nun wirklich in den Mittelpunkt des ganzen Fragengefüges. Ein Völkerbund als reine Ordnungspolizei, also zur Aufrechterhaltung der bestehenden Verhältnisse, scheint uns unmöglich. Reinald stellt sich mit Erleichterung vor, daß Polizeiaktionen dieser Art durch die Luftbombardierungen möglich geworden seien. Kann sein, daß die Welt in Zukunft mittels Bombergeschwader regiert wird. Aber ein **Völkerbund**, also eine Organisation auf Grund höherer Ideale, die sich vermittels dieses bestialisches Kriegsmittels durchsetzte (als späteres sublimiertes Polizeimittel nennt Reinald noch die Aushungerung), ein Völkerbund, der Städte ausradirt und coventrifert, der Frauen und Kinder mit Phosphor blendet und verbrennt, der ewige Kunstgüter pulverisiert: ein solcher Völkerbund ist in der Tat der einzige Greuel, welcher der Gegenwart noch fehlt*). Auch wenn sich die Aktion des Völkerbundes auf Grund **ehrlicher** Kriegsmittel abspielte, so muß man sich fragen, ob man den Mitgliedstaaten wohl die Zumutung stellen könnte, für eine Ordnung zu marschieren, auf deren Gestaltung sie keinen Einfluß haben — ihre Bürger ihr Blut vergießen zu lassen für eine Ordnung, die nicht ausschloß, daß in den **einen** Staaten die Freunde des Friedens und der Mäßigung wie wilde Tiere geheßt würden, in den **andern** Staaten militärische Strafexpeditionen gegen Minderheiten ausgesandt würden, die an ihrer eigenen Kultur festhalten wollen — von den üblichen Kolonialgreueln ganz zu schweigen. Oder für eine Ordnung, die dem einen Staate erlaubt, unsinnige Kolonisationspläne gegen seinen angeblich minderwer-

*) Es ist übrigens bedauerlich, daß immer noch gelegentlich Schweizer Zeitungen sich das — schon aus dem letzten Kriege stammende — Argument der Kriegführenden zu eigen machen, der Luftkrieg kürze den Krieg ab. Mit diesem Beweisgrund könnte man auch den Gaskrieg und jede andere Scheußlichkeit rechtfertigen, bis zur Ausrottung ganzer Völker. Allerdings gibt es ja solche unter uns, wie jedermann weiß, welche diese Möglichkeit keineswegs schreckt — ganz im Gegenteil. Es handelt sich da um Fälle unternormal entwickelter Intelligenz — wie schon daraus hervorgeht, daß diese Eidgenossen sich trotzdem im Vollbesitz schweizerischer Humanität zu wähnen pflegen.

tigen Nachbarn vorzubereiten, und dem andern Staate, für die daraus folgenden Untaten eine Entschuldigung bereitzustellen, indem er das Völkerrecht des unverletzlichen Privateigentums mit einem Federstrich aufhebt zu Gunsten des Anspruchs, jederzeit die Hand an der Gurgel eines ganzen Kontinentes zu haben. Es bliebe, die Souveränität der Mitgliedstaaten aufzuheben (das verlangt Reinald weitgehend), sie in einen großen Überstaat einzuschmelzen — welcher dann nicht nur für *Ordnung* sorgte, d. h. für Einschreiten gegen den Kriegsbeginner, sondern auch für *Gerechtigkeit* (ohne welche die Rechtsidee nichts ist), d. h. für Einschreiten gegen den, der leichtfertig Zündstoffe anhäufte. Wie aber die Ausichten auf Zusammenwerfung aller Staaten der Welt in einen sind, das kann sich jeder selbst sagen. Ohne das aber gäbe es ja nicht die geringste Möglichkeit, Imperien wie England oder Rußland durch einen Völkerbund zu Dingen zu zwingen, die ihnen nicht von selbst beliebten, seien es außen- oder innenpolitische Dinge, oder auch die Gewährung der Menschenrechte an die unterworfenen Völker. Übrigens macht sich Reinald dies weitgehend klar (Seite 207).

Nimmt man aber diese Lage realistisch beim Wort, so bleibt noch die dritte Möglichkeit, nämlich Regierung der Welt durch ein Direktorium der Großmächte. Dies wäre die Lösung, welche (so lange die Großmächte einig sind, was vermutlich nicht sehr lange der Fall sein würde) ein Höchstmaß von Ordnung gewährte, aber die Gerechtigkeit gänzlich von Machtinteressen abhängig machte. Es ist kein Grund, sich im Völkerleben mehr auf den „Geist“ zu verlassen als man es innerhalb der Staaten tut — wo der selbstlos gefühlvolle Wunsch Friedrich Wilhelms IV., es möchte sich kein Blatt Papier zwischen ihn und sein Volk eindrängen, nicht den Vormarsch der Überzeugung aufgehalten hat, daß solche Blätter Papier, nämlich Verfassungen, die Standhaftigkeit jenes Gefühls wesentlich stärken können. Das „Blatt Papier“, das als eine Art Verfassung der kommenden Völkerorganisation gedacht war, die Atlantic-Charta, ist inzwischen, so will uns fast scheinen, zum „Fetzen Papier“ geworden. Zahlreiche angelsächsische Idealisten, deren Ehrlichkeit und Machtlosigkeit keinem Zweifel unterliegt, klammern sich zwar daran, die Mächtigen verrichten zeitweise einen Lippendienst davor; aber die darin beschworene Gottheit hat ihren Geltungsbereich verloren. Was bleibt, wäre auch hier eine Ordnung nur zur Aufrechterhaltung des *status quo*; ohne Ideen ist das noch nie gelungen. Daher wäre es selbst mit der *Ordnung* wohl auf die Dauer fragwürdig bestellt. Reinald schmeichelt sich, das „internationale Strafrecht“ würde „den kleinen Krieg der Nationen unterdrücken; aber „kein Strafrecht hat bisher eine Revolution verhindert“. In einer Welt, die diktatorisch von einigen Mächtigen regiert würde, würden Kriege leicht den Charakter von Revolutionen annehmen. Das Bedürfnis nach Ordnung um jeden Preis, in manchen Menschheitsperioden sehr verständlich, hat noch immer beim Cäsarismus als der Weisheit letztem Schluß geendet.

Die vierte Möglichkeit, die Einigung Europas, erscheint uns als die einzig greifbare. Die Kriege Europas sind Bürgerkriege; Europa ist in jeder Hinsicht zur Einigung reif und hat keine andere Möglichkeit, will es nicht unter die Herrschaft raumfremder und minder kultivierter Mächte fallen. Deutschland hat eine große geschichtliche Schuld auf sich geladen, indem es die beisspiellos in seine Hand gegebene Möglichkeit jener Einigung imperialistisch verfälschte und so aufhob; eine gewisse Führung des *primus inter pares*, die damals, nach einer Normalisierung der deutschen Innenpolitik, erträglich, vielleicht förderlich gewesen wäre, wäre ihm sonst auf Grund des Münchner Länderstandes wohl mit der Zeit von selber zugefallen — falls es diesen eben nationalpolitisch als Abschluß und nicht als Sprungbrett gegen fremde Völker betrachtet hätte. Mit diesem Versagen verliert aber die Idee einer Selbstbestimmung Europas unabhängig von den Imperien nichts von ihrer Bedeutung. Das Schicksal selbst zwingt es zusammen. Aber natürlich wären dafür beachtliche Abstriche an der Souveränität der europäischen Staaten unvermeidlich, sonst gäbe es nur wieder einen elegant bemalten Wandschirm für imperialistische Interessen einiger Großer. Für die Schweiz könnte nur die Möglichkeit eines wirklich, unparteiisch und aus echtem europäischem Gemein Sinn geeinten Europa als Alternative der schroffsten Neutralitätspolitik allenfalls in Frage kommen. Denn auch wenn man, nachdem das „Neue Europa“ erledigt scheint, sich nochmals grundsätzlich dazu hergeben wollte, die Geschäfte Anderer idealistisch tarnen zu helfen, so wissen wir doch jetzt vielleicht genug von der Möglichkeit überraschender Umschwünge (zwei davon dürften zur Belehrung einer Generation genügen), die dann immer die Kleinen, welche auf Unererschütterlichkeit bestimmter Machtverhältnisse spekuliert haben, in den Abgrund reißen.

Wie die Einigung Europas im einzelnen auszusehen hätte, dafür haben wir natürlich so wenig wie andere ein fertiges Rezept vorzulegen. Sicher ist aber eins, daß auch hier wichtiger als die Paragraphen einer juristischen Satzung das Wachsen eines echten europäischen Zusammengehörigkeitsgefühles wäre. Es ist so unendlich viel, Kostbares, Unverlierbares, was Europa gemeinsam ist und es angesichts der anderen Erdteile zu einer Wesenheit macht — daß es möglich sein sollte, die Verschiedenheiten als Gliederungen, als dialektische Positionen innerhalb dieser Wesenheit zu verstehen und auszuleben. Die Europäer müßten sich immer von neuem, immer tiefer in den wunderbaren Organismus ihres Gesamtgeistes und seines Kräftespiels versenken, um ihn zur bewußten, den Erdteil auch äußerlich zum Ganzen gestaltenden Wirklichkeit werden zu lassen. Und gerade der Schweiz könnte da eine wunderschöne Aufgabe zufallen. Sie, die tiefen Anteil an drei europäischen Hauptkulturen und keine imperialistischen Probleme zwischen diesen hat, sie könnte durch liebevolles Studium der europäischen Geistesdialektik, durch die vorbildliche positive Auswirkung derselben zwischen ihren Sprachstämmen Wegweisen-

des leisten. Allerdings wäre dazu vonnöten, daß wir uns auch wirklich auf der höheren Ebene zu halten müßten, auf der das ewige Wesen der großen Volksgeister in Erscheinung tritt, und, ohne das unbestechliche, unerweichliche Ja und Nein zu den Tagesereignissen zu verlernen, doch nicht ganz in den durch sie bedingten Leidenschaften untergingen. Wenn für uns eine Chance zu jener edlen und unendlich wichtigen Rolle besteht, so verdanken wir es, das muß einmal gesagt werden, in negativer Hinsicht unserer Zensur — die verhindert hat, daß all die törichten und rohen Reden dieser Jahre seitens solcher, die, ohne mitzukämpfen, doch mitzuhasen dazusein glauben, zu unserer ewigen Beschämung auch gedruckt worden wären. Vielleicht werden wir der Zensur dafür noch einmal einen ganz großen Lorbeerfranz widmen, an dem Tage, wo wir jene vor kämpferische Aufgabe der Schweiz mit rückhaltlosem Herzen ergreifen.

Neben dem Geistigen wäre allerdings auch das Materielle keineswegs zu vergessen. Eine nicht minder schöne Aufgabe wird es sein, über alle bloße Organisation hinaus unermüdlich durch Gesinnung und Eigenpolitik darauf hinzuwirken, daß in der Welt möglichst haltbare, für Alle möglichst befriedigende politisch-wirtschaftliche Verhältnisse geschaffen werden. Eine andere Sicherung gegen Krieg gibt es auf die Dauer nicht.

Schiller und das Problem der Freiheit.

Von Emil Staiger.

Es ist im Zürcher Schauspielhaus üblich, wenn Schillers „Don Carlos“ aufgeführt wird, nach jenem Vers in Posas Rede „Geben Sie Gedankenfreiheit!“ bei offener Szene Beifall zu klatschen. Der Beifall gilt hier ausnahmsweise nicht dem Schauspieler, sondern dem Dichter, den wir als einen der beredtesten Ränder freier Menschlichkeit ehren. Daß Schiller freilich gerade hier die wahre Meinung unterdrückt und aus Rücksicht auf die Zensur statt Rede- und Handlungsfreiheit, die er doch meint, bloß Gedankenfreiheit sagt, die jedermann ohnehin besitzt und die keinem genommen werden kann, das scheint dem Publikum zu entgehen. Die Silben „Freiheit“ sind ein Signal für allgemeine Begeisterung, in der sich die Vieldeutigkeit des großen Begriffs zu vager Ahnung verflüchtigt. Das ist gefährlich, zumal für uns, die wir wissen sollten, was Freiheit bedeutet. So gilt es, sich immer wieder auf einen konkreten Inhalt zu besinnen. Als Beitrag zu solcher Besinnung ist die folgende Skizze über den Freiheitsbegriff in Schillers Schaffen gemeint.

Schillers dramatischen Erstling, die „Räuber“, betrachtet man gemeinhin als Protest gegen den schweren Druck, unter dem der Karlsruhler gelitten hat. Doch eine solche Betrachtung wird der Größe des Dramas nicht gerecht. Es ist nicht, wie später „Kabale und Liebe“, gegen den Absolu-